

N E A P E L S E H E N

Zora del Buono

Es gibt Städte, deren Schönheit einen erfreut, aber letztlich nicht berührt. Es gibt Städte, die man immer wieder besucht, weil sie viel zu bieten haben, man kommt, nutzt sie, geht wieder, ihre Atmosphäre färbt auf einen ab oder dringt gar in einen ein, doch verändert ist man nur während des Aufenthalts. Und dann gibt es SIE, die funktioniert wie eine betörend schöne, reife Frau (es darf ruhig an Sophia Loren gedacht werden, Tochter dieser Stadt), der man hoffnungslos verfällt, ihr aber nicht gewachsen ist: Neapel. Napoli. Napule.

Alles an ihr ist extrem, sie ist die gelebte Dualität, ist Glanz und Abgrund, ist Licht und Schatten, ist Meer und Festland, der Tod steckt genauso in ihr wie das Leben – und beides wird lustvoll zelebriert.

Schon der Anfang war von Verlangen und Vergehen geprägt. Parthenope, gedemütigt davon, dass die Argonauten und Odysseus ihrem lockenden Gesang haben entkommen können, tötet sich selbst im Meer. Der an Land geschwemmte Körper der Sirene versteinert und bildet die Umriss des Golfs, der Kopf bei Capodimonte, der Schwanz bei Posillipo; ein besonders sinnlicher Mythos und ein Omen für alles, was folgen sollte.

Als historisch gesichert gilt: Die Stadt Parthenope war um 700 vor Christus von griechischen Siedlern errichtet worden, 200 Jahre später folgte ein paar Kilometer nordöstlich eine neue Gründung: Néa pólis, die Neue Stadt. Parthenope wurde fortan Paläopolis genannt: die Alte Stadt. Die Sirene Parthenope ist Neapels Lokalgöttin geblieben, verehrt und gefeiert, eine lasziv daliegende, kurvige Verführung des Südens.

Das Alter der Stadt macht ihren Zauber aus, das Wissen, dass schon über 100 Generationen an ihren Ufern gestanden und aufs Meer geblickt haben, dass es in ihren Tiefen Dinge aus der Vergangenheit gibt, die es noch zu entdecken gilt, dass sich das Leben hier Schicht um Schicht übereinandergelegt hat und sich unerwartet vor einem aufblättern kann, heute oder in Zukunft. Natürlich denkt man als Erstes

an Pompeji, aber auch an die Basilika San Procolo, diesen barocken Prachtbau, der bei einem Brand 1964 offenbarte, was sich in seinem Inneren verbirgt: ein Apollo-Tempel nämlich, Säulen, die unter der Verschalung des Barocks liegen, über 1000 Jahre versteckt, Geheimnis um Geheimnis, das sich da offenbart. In anderen Städten kann man vergessen, dass man nur eine Seifenblase der Geschichte ist, kurz (und im besten Fall schillernd) da, um bald zu vergehen, kann verdrängen, dass die Natur größer ist als man selbst, eine unberechenbare Größe.

Der Tanz auf dem Vulkan dürfte der vielleicht abgegriffenste, doch treffendste Begriff für das Lebensgefühl der Neapolitaner sein, das Wissen, dass es jeden Moment vorbei sein kann mit der eigenen Existenz, dass das Verderben unter deinen Füßen lauert, dass die Erde tanzt, wie man hier sagt, wenn sie sich bewegt, und dass aus dem Tanz urplötzlich ein Totentanz werden kann, eine ganze Stadt begraben wird unter dem, was in den Tiefen brodelt und sich über sie ergießt. Der Vesuv liegt im Osten Neapels, und dann gibt es da auch noch die Phlegräischen Felder im Westen, ein 150 Quadratkilometer großes Gebiet, das untermeerisch hinüber bis nach Procida und Ischia reicht. Die Felder sind ein sogenannter Supervulkan, der sich durch ein Phänomen namens Bradyseismos auszeichnet, eine Art Erdbeben im Zeitlupentempo, das den Boden hebt und senkt, als ob er langsam atmen würde, ein schlechter Atem allerdings, der Schwefelgeruch ist nicht angenehm. Mit ein wenig Fantasie kann man sich Erbaulicherem zuwenden, kann sich die liegende Parthenope vorstellen, ihr sanftes, rhythmisches Atmen im Gleichklang mit dem Auf und Ab der Erde hier.

Gut erkennbar ist das Ergebnis solcher Hebungen und Senkungen in der antiken Markthalle von Pozzuoli, dem Macellum. An seinen Marmorsäulen sind Bänder mit Löchern mariner Bohrmuscheln zu sehen, einst hatte dieser römische Markt auch unter dem Meeresspiegel gelegen. Der Vesuv und die Phlegräischen Felder besitzen in zehn Kilometer Tiefe eine gemeinsame Magmakammer, und wer sich geologische Darstellungen solcher Kammern anschaut, erkennt, welch unheimliche Kraft da im Erdinnern steckt. Mindestens 300 000 Menschen leben in der direkten

Gefahrenzone des Vesuvs, der mit seinen 1281 Metern der Blickfang der Stadt ist, ihr Orientierungspunkt, wenn man aus den Altstadtschluchten auftaucht, ihr altväterlicher Rücken, schützend und bedrohlich zugleich; 1944 ist er zum letzten Mal ausgebrochen, Filmaufnahmen zeigen eine tiefgraue Aschewolke horrenden Ausmaßes.

Doch das Oben und das Unten muss sich nicht auf Vulkanisches beschränken. Neapel zeichnet sich durch mehr Untergründiges, ja Abgründiges aus. Eine Welt im Verborgenen liegt unter den Straßen und Häusern, Napoli sotteranea, das unterirdische Neapel, ist ein geheimnisvolles Labyrinth aus historischen Zisternen, die schon von den Römern in den weichen Tuffstein gegraben und gehauen worden waren, der Boden ist durchlöchert wie ein Schwamm, der jahrhundertlang das Süßwasser speicherte, da unten finden sich auch Amphitheater und Katakomben aus frühchristlicher Zeit, die Toten hausen unterhalb der Lebenden. Viele Palazzi haben noch Zugänge in den Untergrund, manch geheime Falltür gibt es, diskret unter dem Bett versteckt, unten wurden Schätze gelagert oder geheime Treffen organisiert oder Menschen versteckt. Kilometer um Kilometer kann man in den Tiefen herumwandern, 80 Kilometer insgesamt, bis 40 Meter geht es hinab, das wäre, in Etagen gemessen, ein zwölfstöckiges Riesenhaus. Bis zur großen Choleraepidemie von 1884 wurden diese unterirdischen Gänge und Becken als Wasserspeicher genutzt, später als Müllhalden, alles einfach hinabgeworfen in den stinkenden Schlund, ein unerfreulicher Gedanke (der zwangsläufig aufkommt, wenn wieder einmal die Müllabfuhr streikt oder das Geld für die Müllverbrennung fehlt, weil es in die falschen Hände geraten ist, und die Stadt erstickt in ihrem Dreck).

Doch auch oben, in der Stadt selbst, werden die Extreme zelebriert, gehen Leichtigkeit und Schwere Hand in Hand, trinkt man schnell im Stehen einen *caffè*, eine kurze Plauderei, dann weiter, überholen knatternde Vespas geschmückte Leichenwagen, die man hier nämlich noch sieht, weil das Sterben eben zum Leben gehört, sausen kleine Jungs auf absurd schweren Motorrädern durch die engen Gassen, wird

gebetet und gefleht und geflucht, gestohlen und verdammt, gelacht und geschrien und dreimal im Jahr kollektiv auf das Blutwunder des San Gennaro gewartet. Auf Großleinwand wird das Geschehen aus dem Dom übertragen, das getrocknete Blut des Stadtheiligen soll sich an diesen Daten verflüssigen (was es meistens auch tut), das bringt dann allen Glück.

Weiter mit den Dualitäten: Licht und Schatten gehören dazu, nicht im übertragenen Sinn, sondern ganz real. Das Licht am Meer unten ist strahlend hell, dann wird es verschluckt von der Enge der Altstadtgassen, doch je höher man die Hügel erklimmt (oder, wer es bequemer mag, die Funicolari, die Standseilbahnen, nimmt), desto mehr taucht es wieder auf, da wird die Stadt dann nicht nur sonniger, sondern auch grüner und weniger steinern, und vor allem weht ein angenehmer Wind, der in der Altstadt unten fehlt. Oben, auf dem Vomero-Hügel etwa, wohnt es sich komfortabel, auch ruhiger, überall Gärten und Terrassen von bezaubernder Üppigkeit.

Die Stadt wird zerschnitten von ihrer vielleicht bekanntesten Straße, Spaccanapoli nennt man sie, die Spalterin. Wie ein messerscharfer dunkler Schnitt zerteilt diese Schneise, die schon zu antiker Zeit die Ost-West-Verbindung war, die Altstadt. Vom Vomero-Hügel aus ist sie deutlich zu erkennen, und gleich tun sich vor dem inneren Auge Bilder auf von Wäscheleinen und winzigen Läden, überquellend mit buntem Plastikram oder duftendem Brot, von Haushaltsgeschäften, Schneidern, Süßwaren, von afrikanischen Händlern, die ihre Kleinigkeiten vor einem ausbreiten, und von schreienden Kindern, von Madonnen in jeglicher Form, aus Plastik und Holz, mit blinkenden Lämpchen, eine Fülle und ein Reichtum an Farben und Formen und auch Gerüchen. Da unten brodeln das Leben, ist Neapel quirlig und wild und laut, ist Zerfall und Dekadenz und Schönheit in einem.

Der Blick über Stadt und Meer und die Inseln von hier oben ist allerdings atemberaubend, die Herrlichkeit des Golfs von Neapel liegt vor einem ausgebreitet, und man möchte meinen, man sei Zeit und Raum enthoben, den Elementen ganz nah, doch fern der Nöte der realen Welt. Die wiederum sind natürlich nicht wegzudis-

kutieren, denn ein paar Straßen weiter geht es mit den Problemvierteln los, was ja auch immer heißt: Es geht mit der Mafia los. Die Camorra ist der weitere brodelnde Grund, auf dem die Stadt fußt, anders als die Cosa Nostra in Sizilien ist sie nicht hierarchisch aufgebaut, sondern besteht aus konkurrierenden Clans. Die wohlhabenden Bürger, die am Meer unten in Posillipo (zur Erinnerung: Das ist der Schwanz der Parthenope) oder auf dem Vomero-Hügel in ihren Palazzi leben, mit den Pförtnern im Erdgeschoss, die alles wissen, sind von der Camorra weniger beeinträchtigt als die Armen und Arbeitslosen, von denen es in Neapel so viele gibt. Die Reichen sind oft Alteingesessene, bei denen Hausmädchen mit Spitzenhäubchen arbeiten wie vor 100 Jahren. Sie haben mit der Mafia meist nichts zu tun, notfalls regeln ihre Leute die schmutzigen Angelegenheiten mit Geld. In ihren Segelclubs wie dem Club Circolo Italia, dem Gianni Agnelli seine Zwölf-Meter-Yacht *Tomahawk* geschenkt hat und wo schon die Väter der Kellner Kellner waren, werden die Wörter Camorra oder Mafia überhaupt nicht in den Mund genommen, man geht auch nicht in die Altstadt, die Quartieri Spagnoli sind ein ferner, dunkler Kontinent, den man nie betreten würde, es ist ein Leben in einer Parallelwelt. Die Camorra, *Il Sistema* genannt, entstand aus jenem Milieu, das man früher Lumpenproletariat nannte, und verwob sich bald mit den Staatsdienern, daher ist das Geflecht nicht mehr zu entwirren. Entweder du bist in einem der Clans, oder du musst im entscheidenden Moment die Augen verschließen, um in Ruhe gelassen zu werden. So ist man also geübt im Augenverschließen, genauso wie darin, sich mit Unwägbarkeiten zu arrangieren, *arrangarsi* ist sowieso eines der Zauberworte der Stadt, was eben auch eine Leichtigkeit beinhaltet, denn man mogelt sich so durch, und die Angst vor der Camorra ist anders geartet als jene vor der Cosa Nostra in Sizilien, wo über allem eine schwere, stumme Tragik lastet. Teile der Camorra sind mittlerweile verbürgerlicht, mit allerlei bizarren Oberschichtallüren, bei der Geburt eines reichen Camorra-Kinds etwa werden säckeweise Rosenblüten aus Hubschraubern über Häuser und Meer gestreut, Pomp und Kitsch müssen sein. Die Camorristi haben Capri und Positano an der Amalfiküste zu großen Teilen aufgekauft, vor allem die Hotels gehören ihnen, was die Touristen nicht merken, es ist eine geschlossene Welt, *Il Sistema* eben.

Neapel war Roms wichtigste Hafenstadt, und auch noch heute ist sie ein bedeutender Hafen, doch vor allem die Fähren zu den Inseln sind für Tausende Menschen von enormer Bedeutung, es wird hier gewohnt und dort gearbeitet oder umgekehrt. Dort wären also Ischia, Capri und auch Procida, die kleinste der drei Inseln.

Den besten Blick auf Napoli, Napule, Neapel hat man vom Meer aus, und schaut man vom Schiff aus auf diese bunte Pracht, diese opulente Schönheit, immer am Rand des Zerfalls, dann stimmt man am besten ein in die Hymne der Stadt, in Dialekt geschrieben und gesungen vom berühmtesten lokalen Sänger, Pino Daniele: „Napule è“, deren letzte vier Zeilen so viel Wahrheit enthalten, dass sie auch in Zukunft völlig ausreichen, um die allumfassende Liebe für diese Stadt zu beschreiben, denn sie sagen etwas sehr Weises: ohne Schatten kein Licht.

Napule è mille culure

Napule è mille paure

Napule è nu sole amaro

Napule è addore e’ mare

Neapel ist tausend Farben

Neapel ist tausend Ängste

Neapel ist eine bittere Sonne

Neapel ist der Duft des Meeres